

 | KRÜGER



Debra Johnson

Maybe  
One Day

LIEBE FINDET DICH

Roman

Aus dem Englischen  
von Susanne Goga-Klinkenberg

FISCHER Krüger

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:

[www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Deutsche Erstausgabe  
Erschienen bei FISCHER Krüger  
Frankfurt am Main, Mai 2021

Die englische Originalausgabe  
erschien 2020 unter dem Titel »Maybe One Day«  
bei Orion, London.

Copyright © Debbie Johnson 2020

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
© 2021 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114  
D-60596 Frankfurt am Main

Redaktion: Birgit Albrecht

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-8105-3053-0

In einer Ecke der Dachschräge entdeckte ich die alte Nähmaschine meiner Mutter, und sofort überfällt mich eine sehr lebhaftere Erinnerung: ein sonniger Morgen, die Nähmaschine stand auf ihrem Tisch hinten im Haus. Ich war im Garten und spielte dort phantasievoll und überintellektuell, wie Einzelkinder es tun, unterhielt mich mit Würmern und freundete mich mit den Asseln an, die unter dem Baumstumpf lebten.

Ich muss sehr klein gewesen sein, vielleicht vier oder fünf. Ich weiß noch, wie ich zum großen Erkerfenster hochgeschaut habe, wo meine Mutter an ihrer Nähmaschine saß. Sie hatte innegehalten, saß einfach ganz still da und schaute mir zu. Einen Sekundenbruchteil fühlte ich mich wie das am meisten geliebte und vergötterte Geschöpf auf dem ganzen Planeten. Der Bann wurde gebrochen, als ich ihr winkte und sie sich sofort wieder der Arbeit zuwandte, als schämte sie sich, weil ich sie in einem unbedachten Augenblick erwischt hatte.

Jetzt steht die Nähmaschine in einem Teich aus Dämmerlicht, das Schwarz und Gold, das früher glänzte, ist dumpf und angelaufen. Um sie herum Haufen von Material, Stofffetzen und -rollen, verschiedene Farben, verschiedene Strukturen, halbfertige Kleidung und Vorhänge und Projekte. Ein Festbankett für Motten.

Sie hatte schon lange vor dem Schlaganfall aufgehört zu nähen. Im Grunde hatte sie mit fast allem aufgehört – als hätte sie die Fähigkeit zum Leben verloren. Als hätten der frühe Tod meines Vater und all die Traumata, die ich verursacht hatte, sie innerlich ausgehöhlt. Die Schlaganfälle waren nur eine Fortsetzung, sie war zuvor schon in jeder Hinsicht gestorben.

Mir kommen die Tränen, für mich, für sie, für alles, was

hätte sein können und niemals war und nie sein wird. Ich blinzele sie weg – dafür ist später noch Zeit. Wenn ich allein im Schlafzimmer des Hauses bin, das jetzt mir gehört, und ein Leben beginne, von dem ich überhaupt nicht weiß, wie ich es leben soll.

Michael untersucht behutsam einen Stapel Fotoalben, seine Neugier überwindet den Ekel. Er klappt eins auf, und ich höre, wie der Rücken knackend bricht, während er entschuldigend das Gesicht verzieht.

»Jackpot!«, ruft er dann und grinst mich an. »Jess fast nackt! Du siehst verdammt heiß aus in dem Badeanzug, Babe!«

Ich muss lachen und schaue mir das Foto an. Es steckt in einem dieser Alben mit Klebseiten und Zellophanabdeckung. Michael, der zur Generation Digital gehört, kennt so etwas vermutlich nicht.

Die Seiten sind vergilbt, das Plastik verknittert. Das Foto zeigt in der Tat mich, wie ich in einem aufblasbaren Planschbecken im Garten sitze und einen altmodischen Badeanzug mit Rüschen trage.

Ich sehe ein bisschen verwirrt aus, was als Kind wohl meine Grundeinstellung war. In den Achtzigern hatte man noch »richtige« Kameras, und es war eine große Sache, wenn man fotografiert wurde. Mein Vater hielt nichts davon, Film zu verschwenden, und brauchte zehn Minuten für jedes Foto. In dieser Familie existieren keine Schnappschüsse – nur gestellte Fotos mit einem gestressten Kleinkind.

Mein kleines Ich tut mir leid – stirnrunzelnd im rüschenbesetzten Badeanzug, als ahnte es vage, was noch kommt. Ich blättere weiter und sehe Fotos von meiner Mutter, meinem Vater, nie von beiden zusammen, einer war immer hinter der

Kamera. Ich an meinem ersten Schultag, auch hier den Tränen nah.

Michael zieht weitere Alben aus dem Pappkarton und schüttelt jedes, wobei Staubwolken aufsteigen. Er liefert amüsante Kommentare, während er aus zweiter Hand durch meine Kindheit reist, erfreut sich an meinen katastrophalen Zähnen und meiner schlaksigen Gestalt und meinem fortwährend gequälten Gesichtsausdruck.

»Du siehst auf jedem Foto aus, als müsstest du einen richtig dicken Haufen machen«, sagt er. »Hast du als Kind unter Verstopfung gelitten?«

»Ja. Ich hätte für Abführmittel werben können. Es war ... na ja, es waren andere Zeiten. Wir haben damals unser Leben nicht in sozialen Medien ausgebreitet. Niemand hat sein Essen fotografiert und seinen Freunden gezeigt. Niemand hat Selfies gemacht. Das hier sind Momentaufnahmen, keine 24-Stunden-Überwachung wie bei deinem Handy.«

»Ein Glück!«, ruft er und legt in gespielter Entsetzen die Hand aufs Herz. »Damit hättest du Instagram augenblicklich lahmgelegt!«

Er greift zum nächsten Album, und ich sehe mich als Teenager: Cargohose aus den Neunzigern, die an den Mädels der Band TLC richtig cool aussah, an meinen mageren Beinen aber nicht zur Geltung kam, dazu ein Khaki-Top, darüber ein offenes schwarz-rotes Karohemd. Sowie ich dem Haus und dem wachsamen Blick meiner Eltern entkommen war, vervollständigte ich das Ensemble mit großen Creolen und schlecht aufgetragenem Make-up.

Ich wollte provokant aussehen, wirkte aber nur verwirrt – ich hoffte, die Leute würden mich für einen Grunge-Fan hal-

ten, weil die Szene in Seattle cooler war, liebte aber insgeheim die Spice Girls. Ich war ein Mädchen, das sich nach den Abenteuern aus »Buffy – Im Bann der Dämonen« sehnte und sich davor fürchtete, in den Bus zu steigen.

Auf diesem Foto lächle ich wenigstens – ein echtes Lächeln, nicht die verzerrten Grimassen, zu denen ich mich sonst gezwungen hatte.

Ich weiß noch, wann das Foto gemacht wurde – es war an meinem ersten Tag im Sixth Form College. Ich hatte das Mädchengymnasium verlassen, das ich viel zu lange besucht hatte, und ging zum ersten Mal ohne die scheußliche grüne Uniform mit Faltenrock zur Schule. Ich war fest entschlossen, mich neu zu erfinden, ich würde funky, hip und insgesamt ganz toll sein.

An diesem Tag beschloss ich, Jess zu sein, nicht Jessica, und ein geheimes Leben voller Wunder zu führen. Die Welt war da, ich musste nur danach greifen, und dies war der erste Schritt auf einer Straße, die mit Magie und Überraschungen gepflastert war. Kein Wunder, dass ich lächelte.

Ich hatte schwer darum gekämpft, das Gymnasium und die Faltenröcke hinter mir zu lassen. Meine Eltern waren entsetzt, als ich aufs College wollte – einen großen Kasten aus Klinker und Beton, fast eine Stunde mit dem Bus entfernt, der auf einer umständlichen Route, die sich durch unser Dorf und zwei weitere Kleinstädte schlängelte, in die Außenbezirke von Manchester fuhr.

Es war nicht einmal in Manchester selbst – aber nah genug für meine Eltern, um das College als Höhle des Lasters zu betrachten, in der ich womöglich Drummer aus irgendwelchen Bands oder Männer mit Tattoos oder Mädchen mit Cho-



ker-Ketten und andere satanische Kreaturen kennenlernen würde, die ihr Baby verderben könnten. Rückblickend habe ich mehr Verständnis für sie – ich hatte ein behütetes Leben geführt, und was ich als erstickend oder kontrollierend empfand, war in ihren Augen der Versuch, mich zu beschützen.

Damals stritt ich selten, aber in diesem Sommer war ich wild entschlossen und eigensinnig wie nie zuvor. Entweder ich machte mein Abitur auf dem College oder gar nicht. Irgendwann gaben sie nach, eine Entscheidung, die sie bald bereuen sollten – das ultimative »Wir haben es doch gleich gesagt«.

Mit mir geschah viel nach diesem ersten Tag, an dem das Foto entstand. Alles veränderte sich, und nichts war je wieder wie zuvor. Meine ganze Welt geriet außer Kontrolle, zuerst im besten und dann im schlimmsten Sinn.

Ich nehme Michael das Album aus der Hand und klappe es sanft zu, so dass der Staub zu der nackten Glühbirne aufsteigt und in ihrem blassgelben Schimmer eine Polka tanzt.

Ich kann noch nicht in diesen Teil meines Lebens zurückkehren. Womöglich kann ich es nie – und schon gar nicht am Tag der Beerdigung meiner Mutter.

Er sieht mich an und runzelt die Stirn, als wollte er herausfinden, weshalb ich die nostalgische Reise abgebrochen habe.

»Lange Geschichte«, sage ich nur. »Ein anderes Mal. Außerdem will ich nicht, dass du meine gefakte Hip-Hop-Phase siehst.«

Michael nickt, scheint aber zu begreifen, dass mehr hinter meiner Entscheidung steckt als unglückliche Modetrends. Ich beiße mir auf die Lippe und schaue ihn flehend an, damit er aufhört und mich vom Haken meiner eigenen Vergangenheit lässt.

»Na schön.« Er legt das Album zurück in den Karton. »Darüber können wir immer noch lachen, Queen Latifah.«

Er schließt den Karton, und ich will dankbar nach seiner Hand greifen.

Wir halten beide inne, verlegen, fast peinlich berührt – wir wurden gleich erzogen, und allzu große körperliche Nähe steht nicht auf der Liste sozial akzeptablen Verhaltens. Es ist, als taumelten wir am Rand eines tiefen, dunklen Brunnens, und keiner von uns weiß, wie er reagieren soll.

Michael entscheidet sich, weiterzusuchen, gräbt Schätze aus, die er mir zeigt und die wir dann gemeinsam untersuchen.

Er findet ein gerahmtes Hochzeitsfoto meiner Eltern aus den siebziger Jahren, beide steif und bedrückt, Michaels Mum Rosemary überraschend jung und hübsch als Brautjungfer.

Die Wanderstiefel meines Vaters, mit Schlamm überzogen, der so alt ist, dass man darin Fossilien finden könnte.

Eine Sammlung von Kochbüchern, versehen mit Anmerkungen in der ordentlichen Handschrift meiner Mutter, die Flecken und Spritzer auf dem Papier verraten, dass sie sie oft benutzt hat.

Eine kleine Holzkiste voller Modeschmuck, den ich nie an ihr gesehen habe. Eine Tüte Kerzen, manche intakt, andere halb heruntergebrannt, das Wachs zu harten Kügelchen erstarrt. Alter Weihnachtsschmuck in einem knittrigen Müllbeutel, sein Glitzer längst verblasst.

»Bisher war alles ganz schön zahm«, sagt Michael. »Und so traurig, dass ich mich gleich mit *Les Misérables* aufheitern muss.«

Er greift nach einem schweren weinroten Samtvorhang mit

goldenen Quasten, unter dem sich ein weiterer Haufen Kram verbirgt.

»Wenn hier irgendwo was Gutes steckt, dann sicher unter rotem Samt und goldenen Schnüren ... Das ist wohl der VIP-Bereich!«

Er schlägt den Stoff mit einem dramatischen »Ta-da!« zurück, und wir starren gemeinsam in die Staubwolke, bis sie sich gesetzt hat. Was sich uns darbietet, ist ein zutiefst enttäuschendes Ensemble aus zwei kaputten Liegestühlen mit verbogenen Metallbeinen, einem Haufen bunt zusammen gewürfelter Teller und einem alten Schuhkarton.

Der Schuhkarton gehörte meinem Vater – ich erkenne die Marke; er trug sein ganzes Leben lang die gleichen Budapester zur Arbeit. Immer schwarz, niemals etwas so Unerhörtes wie Hell- oder Dunkelbraun, und er kaufte sie immer im selben teuren Geschäft in London. Er war nicht gerade Oscar Wilde, stand aber auf schöne Schuhe.

Michael öffnet den Karton. Der Inhalt ist in verblasstes rosa Seidenpapier gewickelt. Ich kann nicht erkennen, was es ist. Jedenfalls keine Budapester.

Er zieht die Augenbrauen hoch, schürzt die Lippen und stößt ein aufgeregtes »Oooooh!« hervor.

»Das ist es«, sagt er gespielt feierlich. »Ich spüre es in jedem Knochen. Ein diamantenbesetztes Diadem. Oder eine Voodoo- puppe. Oder eine Sammlung falscher Pässe und ein Bündel Devisen, weil dein Dad in Wahrheit ein Auftragskiller der CIA war. Jedenfalls etwas Lebensveränderndes.«

Ich verdrehe die Augen und nehme ihm den Karton aus der Hand, der erstaunlich schwer ist. Ich schlage das Seidenpapier zurück und schaue hinein.

Es sieht aus wie Briefe mit aufgerollten Rändern und verfärbten Ecken, hier und da ist Handschrift zu erkennen.

Obenauf liegt eine Geburtstagskarte. Eine Geburtstagskarte für ein kleines Mädchen, vorne drauf ein Teddybär mit blauer Nase. Der Bär sieht ein bisschen traurig aus, obwohl er ein Bündel roter Luftballons in der Hand hält. Auf der Karte steht in glänzender Prägeschrift »Für meine Tochter« und eine große 5.

Eine solche Karte hätten meine Eltern nie für mich gekauft. Das ist überhaupt nicht ihr Stil. Ich starre das kunterbunte Ding an. Es ist nur das oberste in einem ganzen Stapel aus Karten, Briefen und Ansichtskarten, die um meine Aufmerksamkeit wetteifern: Schau mich an, schau mich an, schau mich an ... Willst du nicht wissen, was ich bin? Willst du nicht meine Geheimnisse ans Licht zerren?

Die Karte beginnt zu zittern, und ich merke, dass es an meinen Händen liegt.

Einerseits will ich sie zurück in den Karton legen, unter Seidenpapier und Feigheit vergraben, den Deckel schließen, den Karton unter einem kaputten Liegestuhl verstecken und so tun, als hätte ich ihn nie gesehen.

Andererseits weiß ich, dass es albern ist – es ist doch nur eine alte Geburtstagskarte, oder? Ich kann mich nicht an sie erinnern, aber ich war auch erst fünf. Sie muss für mich gewesen sein. Sie *muss* für mich gewesen sein – denn die einzige Alternative zündet eine Phosphorgranate in meinem Schädel.

Der traurige Bär verschwimmt vor meinen Augen. Alles verschwimmt, sogar die Geräusche. Ich höre Michael reden, kann seine Worte aber nicht von statischem Rauschen unterscheiden. Mein Gehirn summt, meine Augenlider blin-

zeln hektisch, ich fühle mich losgelöst von der Welt um mich herum.

Ich klappe die Karte auf. Ich sehe die Handschrift, lauter Gekritzel und ausladende Bögen und Leidenschaft.

»Für unseren geliebten Engel Gracie. Wir drei gegen die Welt. Ich liebe euch beide. Für jetzt und immer, Daddy Joe Joe xxx«

Ich sage mir, dass ich mich irre. Dass sie nicht von ihm sein kann. Dass er längst weg war, als Grace fünf geworden wäre. Dass er mich – dass er uns – da schon verlassen hatte, weggeschwommen war vom Wrack unseres Lebens, hin zu neuen Ufern.

Ich stochere im Karton, schiebe Dinge hin und her. Alles in diesem explosiven Nicht-Budapester-Karton ist entweder eine Geburtstagskarte oder zumindest mit derselben ausladenden Schrift bedeckt. Jeder einzelne Gegenstand in diesem Karton stammt von ihm.

Ich begreife schnell und langsam zugleich, was das bedeutet. Ein Teil meines Gehirns erkennt es in einer Nanosekunde; der andere rollt bedächtig darauf zu. Schließlich treffen sie einander, und die unausweichliche Tatsache leuchtet in Neonfarben auf.

Die Tatsache, dass er nicht davongeschwommen ist. Dass er uns nicht im Stich gelassen hat.

Was wiederum bedeutet, dass meine Eltern gelogen haben. Es heißt, dass alles, was ich so lange für wahr gehalten habe, auf einer Lüge beruht. Ich habe mein Leben im Schatten dieser Lüge verbracht, nach Licht hungernd, still überlebend, nie erblühend.

Es heißt, dass die Menschen, von denen ich dachte, dass sie

mich am meisten lieben, meine Mutter und mein Vater, mich in der heiligsten aller Fragen betrogen haben.

Ich spüre, wie alle Kraft aus meinen Beinen weicht, als hätte mir jemand die Füße abgehackt, als würden alle Muskeln und Sehnen und jedes wesentliche Element, das mich zusammenhält, aus meinem Körper strömen. Ich kann nicht schlucken. Mein Gesicht brennt plötzlich, und ich weiß, dass ich mich setzen muss, bevor ich falle.

Michael nimmt mir die Karte aus den schlaffen, marshmallowweichen Händen und liest sie.

»Wer zum Teufel ist Joe Joe?«